

10)

Mafia.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.
Autorisierte Uebersetzung von E. Stine.

Die Gräfin trat ein und forderte den Venetianer auf zu spielen.

„Ich habe Ihnen doch gesagt, solange Sie diese Rattenfalle von einem Flügel haben, spiele ich nicht. Sie haben die Mittel, sich einen neuen zu kaufen. Spielen Sie selbst, Gräfin!“

„Ich spiele so schlecht!“

„Aber das schmeichelt dem Instrument,“ sagte er mit lächelnder Unverschämtheit.

„Er kann Doktor Renda nicht leiden, denn sie dächten nämlich alle beide,“ flüsterte der Kapitän dem Ingenieur zu.

„Vielleicht sieht auch er Bionda gern?“

„Nag sein. Aus ihm ist schwer Flug zu werden. Bionda dachtet übrigens besser als die beiden zusammen.“

„Ah, wirklich?“

„Niedliche Verfe! Ein wenig in Ada Negris Stil. Aber niedlich! Sie ist ein ungewöhnliches junges Mädchen. Sie hat Seele!“

„Wie merkwürdig, daß ich es erlebe, Dich einen Menschen loben zu hören!“

Man hörte Trommeln und Pfeifen von der Straße unten. Alle jungen Damen liefen neugierig zum Balkon. Auch der Ingenieur ging hinaus.

Es war der glückliche Gewinner der geweihten Madonna, der mit Prozession und Musik heimgeleitet wurde. Das gehörte mit zum Gewinnst. Ein ganzes Korps der Gassenjugend schloß sich an.

Do Forte und Bionda blieben einen Augenblick allein zurück.

„Deklamieren Sie uns nicht eines Ihrer Gedichte, Fräulein?“

Sie stand an das Eisengitter des Balkons gelehnt, richtete sich aber bei seiner Frage auf und wandte, einen Augenblick stumm, das Antlitz ihm zu. Der Laternenschein fiel über ihr reiches aschblondes Haar, das an dieser Küste eine doppelte Seltenheit war. Unter den großen verträumten Augen lagen blaue Schatten, und das Antlitz war bleich, fast weiß aus Mangel an Sonne und von nächtlichem Dichten und Träumen.

„Tante liebt meine Verse nicht. Sie sagt, sie seien sozialistisch und lächerlich.“

„Sie lieben Ada Negri?“

„Ich schwärme für sie. Sie nicht auch?“

„Ach — ja — ein wenig.“

„Nicht mehr? Und doch sind Sie nicht ein Mann ohne Gefühl. Ich habe Sie abends mitunter spielen hören. Es klingt so fremd, so verschieden von aller anderen Musik, die ich gehört habe. Sie müssen uns heute etwas spielen.“

Sie wagte es nicht, länger mit einem Mann auf dem Balkon allein zu bleiben, ging hinein und bewirkte eine Auflockerung der Gesellschaft an den Ingenieur, zu spielen.

Da aber trat Don Gerlando, der gefeierte Prediger des Abends, ein und ging, nachdem er die Nächststehenden begrüßt hatte, sogleich zur Gräfin hinein, die den ganzen Abend auf ihrem Sofa saß, sächelnd, plaudernd, und bald von diesem, bald von jenem Kompliment empfangend.

Indessen bildete sich eine lebhaft Gruppe um Belcaro und den ganz jungen Priester Sammarcello, einen einnehmenden Jüngling, der seiner schlichten Gemüthlichkeit wegen bekannt war. Belcaro, redselig wie jeder Venetianer und Freidenker wie alle Lehrer des Lyceums, den Rektor mit eingeschlossen, hatte stets seinen Spaß daran, einen theologischen Streit mit dem jungen Priester zu beginnen, und da Sammarcello, wie so viele sizilianische Priester, frei von aller Borniertheit war, lief dieser meist ohne Verletzung der gesellschaftlichen Formen und ohne irgendwelche Bitterkeit zu hinterlassen ab.

Belcaro hatte ganz unschuldig begonnen, indem er dem nichtsahnenden Priester erzählte, daß sie drüben in Tunis

den Fenster zu prügeln pflegten, wenn er in höherem Auftrage einen Mann gehängt hatte.

„Das ist merkwürdig!“ meinte der Priester.

„Aber es ist gerecht!“

„Nein, es ist im höchsten Grade ungerecht, denn der Mann tut nur seine Pflicht. Man muß der Obrigkeit gehorchen,“ erwiderte der Priester.

„Auch wenn zum Beispiel die Obrigkeit Gott selbst ist?“

„Selbstverständlich!“

„Sie sind der ärgste Kezer, den ich je gekannt!“

Der kleine Priester lachte herzlich und gutmütig.

„Selbstredend!“ fuhr Belcaro fort. „Nun hören Sie!“

Es war Gottes ausdrücklicher Wille, daß die Juden Jesus erschlagen sollten, damit die Welt erlöst werden könnte. Hätten sie sich geweigert, so hätte die Welt überhaupt nicht erlöst werden können. Nun aber waren sie gehorsam, übernahmen den Henkersdienst, den Gott als so absolut nötig erachtete — und nun führt Gott sich eben so auf wie die Türken drüben in Tunis: er verfolgt sie mit seinem Zorn. Und das erklären Sie für ungerecht? Folglich sind Sie ein Kezer, Reverendo!“

Der Priester wurde plötzlich ernst, und zugleich kam sein älterer Amtsbruder zu seinem Ersatz herbei, während es in dem Kreise stille wurde.

„Der Vergleich hinkt!“ sagte Don Gerlando mit breiter Würde.

„Wie?“

„Weil der Mann, der von den Türken gehängt wird, vermutlich ein Verbrecher ist; Jesus aber war frei von Schuld.“

„Stimmt nicht! Erstens ist es nicht Sache des Henkers, über Schuld oder Nichtschuld zu spintisieren. Wenn der König sagt: Kopf ab! hat er zuzuhauen, ohne zu mucken. Der Rest ist die Sache des Königs. Zweitens war Jesus mit der Sünde der ganzen Welt belastet. Er war ein Generalverbrecher von so ungeheuren Dimensionen, daß die Welt nie seinesgleichen gekannt hat. Es war also nach den Begriffen jener Zeit und nach heute gültiger Praxis im allerhöchsten Grade gesetzlich.“

„Aber er war doch persönlich frei von Schuld.“

„Das behaupten Sie — die Evangelien beweisen das Gegenteil. Aber wäre dem selbst so — was nützt es Ihnen, persönlich frei von Schuld zu sein, wenn Sie die Schuld eines anderen übernehmen. Es ist Ihre Sache, ob Sie sie übernehmen wollen, aber haben Sie sie einmal übernommen, so müssen Sie auch die Folgen tragen. Jesus erhielt also nur, was ihm gebührte. Hätte er es nicht bekommen, wäre keine Gerechtigkeit geübt worden. Folglich ist Gottes und der Menschen Verfolgung der Juden durchaus nichts anderes als die Verfolgung der Henker durch die Türken!“

Und Sammarcello, der sie als Ungerechtigkeit betrachtete, ist ein Kezer.“

Der junge Priester deckte sich aufs neue mit seinem gutmütigen Lachen, während der gesprächige Lehrer, der bei ausgezeichneter Laune war, sich wieder an den behäbigen Don Gerlando wandte.

„Nein, da kann ich viel eher mit Ihnen einig werden, Don Gerlando. Ich höre, daß Sie heute abend die Existenz des Teufels bewiesen haben.“

Er tat ein paar Büge aus seiner Zigarre.

„Sagen Sie mir — Sie erinnern sich nicht zufällig des Namens jenes Mannes, der die Zunge herausstreckte, als er den Teufel sah?“

„Ich habe ihn nie gehört.“

„Das ist sehr unangenehm. — Aber dann wird es Sie sicher interessieren, von einem Manne zu hören, dessen Namen noch aufzufinden ist, und der ebenfalls den Teufel sah.“

„Ja, das wäre allerdings interessant!“ meinte Don Gerlando, dessen Miene denn doch in dem unsicheren Gefühl, daß man ihn zum Narren habe, ein wenig stramm wurde.

„Es wurde sogar ein Lied darauf gemacht. Ich erinnere mich noch, wie die Straßenverkäufer riefen:

Cinque copie un paolo
a Pisa é morto il diavolo!

(Ein Groschen fürs Stück,
in Pisa ist der Teufel verstorben.)

Das ging so zu. An der Universität zu Pisa waren zwei junge freidenkerische Studenten; und als der eine von ihnen auf dem Sterbebette lag, nahm er dem Freunde das Versprechen ab, bei seiner Leiche zu wachen, damit nicht die Priester allerlei Hofuspokus mit ihm treiben könnten. Der Freund hielt Wort. Nachts, als die Leiche in der Kirche lag, stellte er sich neben den Sarg und hielt getreulich Wacht. Aber um Mitternacht begann es in der Kirche wie mit Eisenketten zu rasseln und zu klappern, und in dem schwachen Kerzenschein erblickte er vor sich einen garstigen Mann mit Hörnern und Schwanz und Pferdefuß. In kurzen Sprüngen und unter drohenden Gebärden rückte er auf den jungen Mann zu, der ihn nachdrücklich eruchte, nicht näher zu kommen. Als jener aber keine Vernunft annehmen, sondern dem Studenten kurzweg an den Leib springen wollte, zog dieser ruhig seinen Revolver und schob: Piff, pass! Da lag der Teufel, so lang er war!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Mutter Sauvage.

Von Guy de Maupassant.

Ich war seit fünfzehn Jahren nicht in Birelogne gewesen. Dann kam ich einmal wieder im Herbst dorthin, um bei meinem Freunde Serbal zu jagen. Er hatte jetzt endlich sein Schloß wieder aufbauen lassen, das ihm die Preuken damals zerstört hatten.

Ich liebe diese Gegend unendlich. Es gibt solche herrliche Erdenwinkel, die förmlich einen sinnlichen Reiz auf unser Auge ausüben, und für die man eine Art von physischer Liebe empfindet.

Wer überhaupt Sinn für die Schönheit der Natur hat, behält oft irgend eine Quelle, ein Gehölz, einen Teich oder einen Hügel in liebevoller Erinnerung, und wenn er wieder dorthin kommt, ist ihm zumute, als ob er hier etwas Schönes erlebt hätte.

Manchmal sogar erinnert man sich an eine Waldecke, ein Stückchen Wiese oder an einen schimmernden Obstgarten, den man nur ein einziges Mal an einem sonnigen Tage gesehen hat. Es ist damit wie mit jenen Frauengestalten in hellen, duftigen Toiletten, denen man an einem Frühlingstag in der Straße begegnet, und die ein Gefühl von unbefriedigter Sehnsucht in unserm Herzen zurücklassen — ein Gefühl, als ob man das Glück im Vorübergehen gestreift hätte.

In Birelogne liebte ich die ganze Gegend, alle diese kleinen Gehölze und die Bäche, die den Boden wie Adern durchkreuzten und der Erde frisches Blut zuführen schienen. Ach es war herrlich dort! In den Bächen konnte man Krebse, Forellen und Aale fangen, stellenweise sogar baden, und in dem hohen Gras, das am Ufer dieser schmalen Wasserrinnen wucherte, fand man zuweilen auch Belasinen.

Leichtfüßig wie eine Ziege schritt ich dahin und sah meinen beiden Hunden zu, wie sie vor mir herliefen und nach Wild spürten.

Sербal ging etwa hundert Meter weiter rechts über ein Lupinenfeld. Als ich die Büsche zur Seite bog, die an der Grenze des Gehölzes standen, sah ich die Ruine einer Bauernhütte vor uns. Und plöblich erinnerte ich mich, wie diese Hütte damals ausgesehen hatte, als ich im Jahre 1869 zum letztenmal hier gewesen war. Sie war ganz mit Weinlaub bewachsen gewesen, und vor der Tür tummelte sich eine Schar Hühner. — Kann es einen traurigeren Anblick geben als so eine zerstörte Wohnung, von der nur noch ein kahles, trostloses Skelett stehen geblieben ist?

Ich entsann mich auch noch, daß eine gute Bauernfrau mir ein Glas Wein vorgekehrt hatte, als ich von der Jagd ermüdet hierher gekommen war, und da hatte Serbal mir von den Bewohnern des Hauses erzählt.

Der Vater hatte gewilbert und war dabei von Gendarmen erschossen worden. Der Sohn, ein langer, hagerer Bursche, den ich damals auch gesehen hatte, galt ebenfalls für einen rabiaten Wildbieb. Man nannte sie die Familie Sauvage — hießen sie wirklich so oder war es ein Spitzname?

Ich rief Serbal an, er näherte sich mir mit seinen langen Jägerschritten, und nun fragte ich: „Was ist aus den Leuten geworden, die damals hier wohnten?“

Er erzählte mir ihre Geschichte:

„Als der Krieg erklärt worden war, ging der junge Sauvage, der damals dreißig Jahre alt war, zur Armee, und die Mutter blieb allein zurück. Man bemitleidete sie übrigens nicht besonders, denn sie galt allgemein für vermögend.“

Ganz allein hauste sie jetzt in dieser isolierten Wohnung, die so weit vom Dorf an der Grenze des Waldes lag. Sie hatte jedoch keine Furcht. Sie war von demselben Schlag wie ihr Mann und ihr Sohn — eine große, magere, alte Frau und von rauher Gemütsart. Sie lachte selten, und niemand hätte gewagt, sich einen Scherz mit ihr zu erlauben. Die Frauen auf dem Lande lachen überhaupt fast nie, das überlassen sie den Männern. Sie sind geistig beschränkt und werden bei dem einförmigen, freudlosen Leben, das sie führen, auf die Dauer ganz melancholisch. Der Bauer

selbst gewöhnt sich im Wirtschaftshaus eine gewisse lärmende Lustigkeit an, aber seine Gefährtin behält immer ihren tiefen Ernst und ihre strenge Miene. Es ist, als ob ihre Muskeln das Lachen niemals gelernt hätten.

Mutter Sauvage behielt ihre sonstige Lebensweise unverändert bei. Im Winter schneite ihre Hütte fast ein, und sie kam einmal in der Woche ins Dorf, um Brot und etwas Fleisch zu kaufen. Dann kehrte sie wieder in ihre Höhle zurück.

Als es hieß, daß Wölfe in der Gegend seien, ging sie mit der Flinte auf dem Rücken aus. Es war ein altes, abgenutztes, verrostetes Gewehr, das ihrem Sohn gehörte. So stieg die hochgewachsene Alte durch den Schnee. Es war ein seltsamer Anblick. Sie ging etwas gebeugt und machte lange Schritte. Der Lauf des Gewehrs ragte über das schwarze Tuch empor, das sie um den Kopf trug, und das ihre weißen Haare verbergte, die noch kein Mensch je erblickt hatte.

Dann kamen eines Tages die Preuken. Sie wurden bei den verschiedenen Dorfbewohnern einquartiert. Man verteilte sie je nach den Vermögensverhältnissen des einzelnen. Da man wußte, daß die Alte reich war, bekam sie gleich vier.

Es waren lauter kräftige, große Burschen mit blondem Bart und blauen Augen. Sie sahen trotz der durchgemachten Strapazen sehr wohlgenährt aus und waren gutmütige Jungen, obgleich sie sich im Lande der Besiegten befanden.

Sie waren ganz allein mit der alten Frau und zeigten sich äußerst aufmerksam gegen sie, indem sie ihr soviel wie möglich Mühe und Kosten zu ersparen suchten.

Am Morgen sah man alle vier am Brunnen Toilette machen. In Hemdsärmeln standen sie da und wuschen, selbst wenn draußen Schnee lag, mit großem Geplätscher ihre rosige, nordische Haut. Mutter Sauvage ging währenddessen hin und her und lockte ihnen die Morgensuppe.

Dann reinigten die Burschen ihr die Küche, wuschen die Fliesen auf, spalteten Holz, besorgten die Wäsche und überhaupt alle häuslichen Arbeiten, wie vier gute Söhne.

Aber sie dachte unaufhörlich an ihren eignen Sohn, die hagere Alte mit ihrer großen Hafennase, den braunen Augen und dem dichten, schwarzen Schnurrbart, der sich über ihrer Oberlippe abzeichnete. Jeden Tag fragte sie die Soldaten, die sie in ihrem Hause beherbergte: „Wißt Ihr nicht, wo das französische Infanterieregiment Nr. 23 hingegangen ist?“

„Nein, wir wissen nichts davon,“ antworteten sie, „wir haben es nie gesehen.“

Sie verstanden ihre Angst und Unruhe, sie hatten ja selbst ihre Mütter daheim zurückgelassen, und sie umgaben die Alte mit tausend kleinen Aufmerksamkeiten. Und Mutter Sauvage gewann ihre vier Soldaten auch sehr lieb, obgleich es ja eigentlich ihre Feinde waren. — Die Bauern wissen nichts von patriotischem Haß, den überlassen sie den oberen Klassen. Sie selbst verstehen nichts von dieser kriegerischen Begeisterung, von den empfindlichen militärischen Ehrbegriffen und der angeblichen, politischen Notwendigkeit, innerhalb eines halben Jahres zwei Nationen — die siegreiche sowohl wie die unterliegende — zugrunde zu richten. Und doch verlieren sie am meisten dabei, weil sie es am wenigsten besitzen. Jede neue Steuer drückt sie fast zu Boden, sie müssen sich massenweise dahinnorden lassen, denn sie bilden das eigentliche Kanonensfutter, weil sie die größte Zahl vertreten und leiden überhaupt am grausamsten unter dem schauerlichen Elend, das der Krieg mit sich bringt, weil sie die Schwächsten sind und keinen Widerstand zu leisten vermögen.

Wenn man in der Gegend von den deutschen Soldaten sprach, die bei Mutter Sauvage einquartiert waren, so hieß es: „Nun, die vier haben ein warmes Plätzchen gefunden.“

Eines Morgens, als die Alte allein zu Hause war, erblickte sie von ferne einen Mann, der über die Ebene auf ihre Wohnung zukam. Bald darauf erkannte sie ihn auch, es war der Fußsoldat, der die Post auszutragen hatte. Er gab ihr ein zusammengefaltetes Stück Papier, und sie zog ihre Brille, die sie immer zum Nähen brauchte, aus dem Futteral und las:

„Frau Sauvage — ich habe Ihnen eine traurige Nachricht mitzuteilen. Ihr Sohn Viktor ist gestern gefallen. Die Kugel hat ihn buchstäblich in zwei Stücke gerissen. Ich war ganz in der Nähe — wir standen nämlich in der Kompagnie nebeneinander. Er hat mir von Ihnen gesprochen und mich gebeten, Sie zu benachrichtigen, wenn ihm etwas zustoßen sollte.“

Ich habe die Uhr aus seiner Tasche an mich genommen, um sie Ihnen zu bringen, wenn der Krieg zu Ende ist.

César Ribost,

Soldat zweiter Klasse beim 23. Infanterieregiment.“

Dem Datum nach war der Brief vor drei Wochen geschrieben. Mutter Sauvage konnte nicht weinen. Sie war wie versteinert, der jähe Schreden hatte ihr fast den Verstand geraubt, und sie war für den Augenblick nicht einmal imstande, ihren Kummer zu begreifen.

„Nun ist Viktor tot,“ dachte sie. Nach und nach kamen ihr Tränen in die Augen, und der Jammer schnürte ihr das Herz zusammen. Und dann kamen die Gedanken über sie, einer schredlicher und quälender als der andre. Sie sollte ihr Kind, ihren großen Jungen, nie wieder in die Arme schließen. Die Gendarmen hatten den Vater umgebracht, und nun hatten die Preuken auch

den Sohn niedergeschossen. Eine Kugel hatte ihn in Stücke zerissen. Sie glaubte das Furchtbare deutlich vor sich zu sehen, wie der Kopf herabsank und die Augen weit offen standen, während er das Ende seines langen Schnurrbartes zwischen den Zähnen zerkaut — wie er es oft getan, wenn er zornig wurde.

Und was hatte man denn nachher mit seinem Körper angefangen? Wenn man ihr doch wenigstens ihr Kind wiedergebracht hätte, wie man ihr einst den Vatten heimgetragen hatte — mit der Kugel mitten in der Stirn.

Aber jetzt vernahm sie Stimmengeräusch. Es waren die Preußen, die vom Dorf zurückkehrten. Sie verbarg den Brief in ihrer Tasche und empfing die Soldaten ganz ruhig. Ihr Gesicht trug ganz den gewöhnlichen Ausdruck, nachdem sie die Tränen schnell fortgewischt hatte.

Die vier Lachten und waren höchst vergnügt. Sie hatten ein prächtiges Kaninchen mitgebracht. Ohne Zweifel hatten sie es gestohlen, und sie bedeuteten der Alten jetzt durch Zeichen, daß es eine gute Mahlzeit geben würde.

Sie machte sich gleich daran, ihnen das Frühstück zu bereiten. Aber als sie das Kaninchen schlachten wollte, fühlte sie sich nicht imstande dazu. Und es war doch nicht das erste Mal, daß sie das tat.

Einer der Soldaten tötete es schließlich durch einen Faustschlag ins Genick.

Als es glücklich tot war, zog sie ihm die Haut ab, aber als sie das Blut sah, das bei der Arbeit über ihre Hände herabfloß, als sie fühlte, wie dieses rote Blut kalt wurde und gerann — da gitterte sie von Kopf bis zu den Füßen. Immer wieder sah sie ihren großen Jungen vor sich, in zwei Stücke gerissen und ebenso rot wie dieses Tier, dessen Körper immer noch judkte.

Sie setzte sich mit den Preußen zu Tisch, aber sie war nicht imstande, auch nur einen Bissen zu essen. Die Soldaten vertilgten den Braten, ohne sich viel um sie zu kümmern. Mutter Sauvage sah sie währenddessen von der Seite an. Ein Gedanke reifte in ihrem Hirn, aber ihr Gesicht blieb so ruhig, daß sie nichts davon merkte.

Plötzlich sagte sie: „Jetzt sind wir schon einen ganzen Monat beisammen, und ich weiß noch nicht einmal, wie ihr heißt.“ Sie begriffen nicht gleich, was sie wollte, dann nannten sie ihre Namen. Aber die Alte war noch nicht zufrieden. Sie mußten ihre sämtlichen Namen auf ein Stück Papier schreiben und die Adresse ihrer Familie dazu. Nun setzte sie wieder die Brille auf ihre große Nase, betrachtete die fremdartigen Schriftzüge, legte dann das Blatt zusammen und steckte es in die Tasche zu dem Brief, der ihr den Tod ihres Sohnes verkündigt hatte.

Als die Mahlzeit beendet war, sagte sie zu den Männern: „Heute will ich für Euch arbeiten.“

Und nun fing sie an, große Heubündel auf den Boden des Hauses zu schleppen, wo die Soldaten zu schlafen pflegten.

Sie sahen ihr ganz erstaunt zu, und die Alte erklärte ihnen, so würde es wärmer sein. Nun fingen sie an, ihr zu helfen und häuften ein Heubündel auf das andere, bis sie die Höhe des Strohdachs erreicht hatten. Der ganze Raum war jetzt wie ausgepolstert, und wie herrlich würde es sich in der Wärme und in dem Heubüsch schlafen lassen!

Beim Abendessen bemerkte einer von ihnen mit Besorgnis, daß Mutter Sauvage immer noch nichts aß. Sie sagte, sie hätte Magenschmerzen und machte ein gehöriges Feuer an, um sich zu wärmen. Die vier Deutschen kletterten dann wie allabendlich die Leiter hinauf, die zu ihrem Schlafraum führte.

Sobald die Falltür sich hinter ihnen geschlossen hatte, zog die Alte die Leiter weg. Dann öffnete sie ganz leise die Haustür und fing wieder an Heu zu holen. Sie füllte die ganze Küche damit an und ging barfuß durch den Schnee, so leise, daß niemand sie hörte. Von Zeit zu Zeit hörte sie auf das tiefe, ungleichmäßige Schnarchen der Soldaten.

Als sie mit ihren Vorbereitungen fertig war, warf sie eines von den Heubündeln in den Herd, zog es dann wieder heraus und verstreute es über die andern. Dann ging sie hinaus und sah zu.

In wenigen Sekunden erleuchtete ein jäher Lichtschein das Innere der Hütte, dann schlug eine riesige Flamme auf, und die furchtbare Glut drang durch das kleine Fenster und warf einen glänzenden Streifen auf den Schnee.

Ein furchtbarer Schrei erklang aus dem oberen Raum des Hauses, dann ein Gemirr von heulenden Menschenstimmen, herzzerreißende Töne der Angst und des Entsetzens. Die Falltür war herabgestürzt, und jetzt erreichte die Feuerfäule den Vobenraum, spaltete das Strohdach und stieg wie eine ungeheure Fadel zum Himmel empor, die ganze Hütte stand in Flammen.

Drinne hörte man jetzt nur noch das Feuer prasseln, die Mauern trachen und die Balken zusammenstürzen. Plötzlich sank das ganze Dach in sich zusammen, und aus dem glühenden Gebäl sprühte inmitten einer dichten Rauchwolke ein Meer von Funken empor.

Die verschnellte Landschaft lag im Schein des Feuers da wie ein silbernes, rot durchwirbeltes Tuch.

In der Ferne ertönte jetzt auf einmal Glockengeläute.

Die alte Sauvage stand hoch aufgerichtet vor ihrem zerstörten Haus. Sie hatte sich mit dem Gewehr ihres Sohnes bewaffnet, damit keiner der Männer ihr entkommen könne. Als sie sah, daß alles vorbei war, warf sie die Flinten in die Glut hinein, und ein Schuß trug sie durch die Nacht.

Dann kamen Leute — Bauern und preussische Soldaten, sie fanden die alte Frau, ruhig und mit ihrem Werk zufrieden, auf einem Baumstamme sitzen.

Ein deutscher Offizier, der geläufig französisch sprach, fragte: „Wo sind Ihre Soldaten?“

Sie reckte ihren mageren Arm gegen den roten, allmählich verglimmenden Trümmerhaufen aus und antwortete mit fester Stimme: „Dort.“

Alles drängte sich jetzt um sie, und der Offizier fragte weiter: „Wie ist der Brand entstanden?“

„Ich habe selbst Feuer angelegt,“ erwiderte die Alte.

Man glaubte ihr nicht. Alle dachten, der Schreden habe ihr plötzlich den Verstand geraubt. Aber als nun alle um sie herumstanden und auf ihre Worte horchten, sagte sie, wie alles geschehen war, von dem Moment an, wo sie den Brief erhalten hatte, bis zu dem letzten Schrei der Männer, die mit ihrem Hause verbrannt waren. Bis auf die kleinste Einzelheit erzählte sie alles, was sie empfunden und was sie getan hatte.

Als sie damit fertig war, zog sie zwei Papiere aus der Tasche und setzte noch einmal ihre Brille auf, um sie bei dem letzten Schein des Feuers voneinander unterscheiden zu können. Sie zeigte auf das eine und sagte: „Das ist Viktors Tod“ — dann nahm sie das andere, deutete mit einer Kopfbewegung auf das niedergebrannte Haus hin und fuhr fort: „Und das sind ihre Namen, damit man an ihre Leute schreiben kann.“ In aller Ruhe hielt sie das weiße Blatt dem Offizier hin, der sie bei den Schultern gefaßt hatte und sagte: „Schreiben Sie, wie alles gekommen ist, und sagen Sie ihnen, daß ich es getan habe, ich Victoire Simon, genannt Mutter Sauvage.“

Der Offizier schrie seinen Soldaten auf Deutsch irgend einem Befehl zu. Die Alte wurde ergriffen und gegen die noch glühende Mauer ihres Hauses gedrückt.

Etwas zwanzig Schritt von ihr entfernt stellten sich jetzt zwölf Soldaten auf. Sie rührte sich nicht vom Fleck, sie hatte alles begriffen und wartete ruhig ab.

Dann erklang wieder ein Befehl, dem ein lang andauernder Knall und dann noch ein einzelner, etwas verspäteter Schuß folgte.

Die Alte war nicht gefallen, sie war nur zusammengesunken, als ob ihr die Kniee eingeknickt wären.

Der preussische Offizier trat jetzt auf sie zu. Sie war beinahe in der Mitte durchgerissen und hielt den mit Blut getränkten Brief in der fest zusammengeballten Hand.

„Um Gleiches mit Gleichem zu vergelten,“ fügte mein Freund Serbal hinzu, „haben die Deutschen dann mein Schloß zerstört, das einzige, was hier in dieser Gegend lag.“

Und ich mußte an die Mütter der vier friedfertigen, deutschen Jungen denken, die hier verbrannt waren, und an den Heroismus jener andern Mutter, die man an dieser Mauer erschossen hatte.

Dann sammelte ich eine kleinen, noch vom Feuer geschwärzten Stein auf und nahm ihn mit.

(Nachdruck verboten.)

Beim General der Lüfte.

Der D-Zug raste und donnerte Basel zu. Man erlitt geduldig die kräftige Vibrationsmassage. Der Rauch drang durch die geöffneten Fenster und wurde von den schwebenden Reisenden mit dem Geruch der verstaubten Polster zusammen als „Luft“ eingatmet. Draußen lagen die Marktgräfer Weinberge in der Sonnenglut. Als man in Basel zu kurzem Aufenthalt ausstieg, war man ein bis zur Erschöpfung gerüttelter und geschüttelter Mensch. Bis Konstanz dauerte der Genuß, wenn auch in gnädig gemildeter Form, noch drei Stunden. Sie vergingen schließlich auch.

Auf dem schwäbischen Meer wartete ein stolzes Schiff. Im frischen Wind knatterten die Wimpel an den Masten und wohlighiegele sich der mächtige Schiffsrumpf in der weichen Flut. Das war schon ein elastischeres Element, als der Rücken der Mutter Erde. Die Maschinen fingen an zu keuchen und zu stoßen. Das Verdeck erzitterte. Aber es waren nicht mehr die brutalen Stöße des an die Schienen gefesselten Eisenbahnwagens. Lustig schlugen die Radspanfeln die blaue Flut zu weißem Gischt. Man war der Freiheit und Schönheit der Natur näher, als in der Gefangenschaft der gepolsterten, polternden Luxuswagen. Im Schein der sinkenden Sonne rauschte der Dampfer über die blaue Fläche Friedrichshafen zu.

Kurz vor der Einfahrt in den Hafen erfüllte ein leises, seltsames Surren die Luft. „Der Zeppelin“, rief ein Matrose. Drüben vor den Hügeln des Thurgau her schwebte etwas wie eine Menschenlibelle, deren Flügel man im raschen Schlag nicht sehen konnte. Der schlankte weiße Leib glitt in der Sonne leuchtend durch die Luft. Das war keine Maschine. Etwas ungeheures Besetztes. Die Ruhe alles Großen lag in seiner Bewegung. Auf einmal flog der langgestreckte Riesenleib so tief herab, daß er hinter den grünen Hügeln verschwand wie eine Vision, wie eine Vision von etwas unsäglich Herrlichem. Ein Schiff, welches das feinste der Elemente, die Luft, erobert hatte, und Menschen durch das Vethermeer trug. Ledig aller Erden Schwere lastete es der Jollwächter und Grenzpfähle, der Berge, Täler, Wasserfälle und Seen, der Schienenwege, Landstraken und Drücken. Frei und kühn war es im unendlichen

Nichtdurchfluteten Raum dahingeschwebt, nicht untertan den Winden, sondern sie überwindend.

So weit ist jetzt der Mensch. Vorläufig heißt der Mensch Zeppelin. Unbeschadet der Verdienste anderer, nichtdeutscher Luftüberwinder. Er kam gerade von seiner großen Schweizerfahrt. Die Schweizer sind stolz darauf, daß er ihre Städte und Seen guerst aus den Lüften begrüßte. Es war auch eine stille Antwort an das Palais des Kriegsministers in Berlin.

Man hat keinen Begriff davon, mit welcher Liebe das Volk in dem Dreieckswinkel des Bodensees an Zeppelin hängt, und mit welchen derben Wizen man sich dort zurzeit auf Kosten des Herrn v. Einem erheitert. Es ist mehr als verbohrtter Partikularismus, was darin liegt. Es ist der Haß des verträumten Alemannenschlags gegen preussische Ueberhebung. Und dann ist Zeppelin eben nicht nur ein unerhördeter Erfinder, der alles dahingab für sein Werk, er ist auch ein liebenswürdiger Mensch. Eine solche Vereinigung von Freundlichkeit und Kühnheit, Frohmüt und Ernst, Güte und Festigkeit ist noch auf keinem Gesicht gesehen worden. Wenn er im Gasthaus — wo er mit seiner Tochter in Friedrichshafen bescheiden wohnt — ein- und ausgeht, dann könnte er fast irgendein Theaterintendant, ein Bankier oder etwas ähnliches sein. Ein kleines, bisstretes Bäuchlein wölbt sich unter der Weste und über dem weißen Hemdtragen im Nacken leuchtet eine rötliche Halschwarte. Wenn er aber in seinem Motorboot gegen die Halle zu einem Aufstieg fährt, dann ist er ein anderer. Dann wird aus seinem freundlich-energischen Schwabentopf ein Erobererschädel. Dann ist er der Eroberer der Lüfte. Sentimentale Reporter haben von ihm als einem „verehrungswürdigen Greis“ gesprochen, um Stimmung für ihn zu machen. Er ist aber gar kein Greis. Er ist ein Mann, siebzig Jahre alt, aber hoch gewachsen und terzengerade, elastisch und frisch. Er badet täglich im See bei Sturm und Sonnenschein und schwimmt wie ein Junger. Seine Augen blitzen unter der vorstehenden Mathematikerstirn und das leichte Hinken des linken Beines kommt nicht vom Zipperlein, sondern von einer schlecht behandelten Verwundung im Krieg. Er hat die großen flachen Ohren der energischen Naturen an dem kahlen Schädel und einen stolzen weißen Schnauz. Obwohl er nicht eigentlich ein schöner Mann ist, könnte ich mir doch denken, daß junge Mädchen sich in ihn verlieben. Als man ihn am Tage nach seiner großen Schweizerfahrt fragte, wie er mit dem Erfolg zufrieden sei, lautete seine Antwort: „Wissen Sie, ich bin einfach glücklich.“

Also ein gesunder Mann aus schwäbischem Kernholz, kein verehrungswürdiger Greis. Allein auf sein Gesicht und seine ganze Art hin wäre ich mit ihm gefahren. Soviel Vertrauen erweckt er. Aber daraus wurde leider nichts. Anstatt meiner hatte der Schwabentönig und seine Frau die Ehre, vom Grafen durch die Lüfte kutschiert zu werden.

Aber mit den Augen konnte ich wenigstens miterleben.

Eine halbe Stunde von Friedrichshafen liegt die Bucht von Manzell. Ein grüner Schilfstrand mit leicht ansteigenden Wiesen dahinter. Wenn man dort unter den mächtigen Eichen im Grünen liegt und hinausschaut auf die blaueidene Flut des schwäbischen Meeres, dann erlebt man etwas Sonderbares. In der Bucht liegt ein riesiger Holzbau von ägyptischen Massen. 150 Meter lang und 30 breit. Hoch wie ein fünfstöckiges Haus. Es geht eine starke Nordostbrise. Da schlägt der Wind plötzlich um. Und wie eine riesige Windsfahne dreht sich der gewaltige Bau auf dem Wasser und zeigt mit der geschlossenen Stirnwand in der Richtung des Windes. Es ist die vom Reich erstellte Ballonhalle, die sich auf einem verankerten Lager dreht wie ein Uhrzeiger. Es ist drei Uhr. Um vier Uhr soll der Aufstieg erfolgen. In einem kleinen Kahn ist man bald drüben. Es dröhnt aus der Halle von Hammer-schlägen über den See hin.

Die eine Stirnseite ist ganz geöffnet. Der weiße Hinterleib des wunderbaren Ungetüms ist ganz sichtbar. Am Heck der komisch sich auszubildenden, 16seitigen Ballonhülle spielt das zwei Mann hohe Steuerruder leicht hin und her. Die Stabilitätsflächen mit den Seitenstauern stehen wie starre kleine Flügel ab. Gewaltige Flossen ragen aus dem Bauch und dem Rücken des Hecks. Sie sehen aus wie die Rückenlätze vorstinstlicher Fabeltiere. Alles hat präzise geometrische Maße und Formen; alles ist Aluminium, Stahlblech, Ballontuch; alles hat die Symmetrie einer Maschine; und doch kommt man nicht darüber hinaus, daß hier etwas Lebendiges, ein weißes braves Ungeheuer in Fesseln liegt, das willig gehorcht, sobald sein Meister naht. Und er naht. Ein Motorboot schiebt von Friedrichshafen her über die Wellen. Es hält an einer Seitenwand der Halle. Zeppelin steigt aus und verschwindet in einer Lücke. Mit einer fabelhaften Geschwindigkeit, hinter der man das harmonische Zueinanderarbeiten zahlreicher Menschenhände nur spürt, nicht sieht, geht nun folgendes vor sich: Sobald Zeppelin die Halle betreten hat, erzittern die Wände unter dem Säusen der angedrehten Motore. Ein kleines Schleppmotorboot zieht das auf einem Brückenponton ruhende Luftschiff aus der Halle. Langsam schiebt sich der weiße Riesenleib heraus. Eine „Niesenzigarre“ sagen die Reporter. Ein echter Schmoßvergleich! Ein herrliches Monstrum ist der Ballon. Ein schlanker Wunderbau. 132 Meter lang und 12 Meter im Durchmesser. Nun kommt die erste Gondel heraus. Zeppelin am Steuerrad. Der König von Württemberg als Gast. Einige Passagiere, die nicht weiter inter-

essieren. Weiter schiebt sich der weiße Koloss aus der dunkeln Halle. In der zweiten Gondel steht nur ein Maschinist. Endlich erscheint der Bug. Fast winzig sehen die zwei Luftschrauben gerade über den Gondeln aus, die nun leicht im Wasser ruhen. So fein bis auf das Kilogramm ausbalanciert halten sich Ballon und Gondeln das Gleichgewicht. Ein Aufratneger, der zum erstenmal ein Dampfschiff sieht, mag Gefühle haben, wie der moderne Mensch, der zum erstenmal Zeppelins Riesenflieger betrachtet. Ein Wunderwerk moderner Ingenieurkunst. Es liegt natürliche Schönheit in den genial einfachen Verstrebungen und in den ganzen Maßverhältnissen. Da ertönt ein schrilles Glockensignal. Die Luftschrauben fangen an sich zu drehen. Ihr Surren macht mit dem Säusen der Motore die sieghafte Musik des technischen Zeitalters. Nur noch blinzelnde Kreise sind jetzt die Schrauben. Aus den Gondeln wird Wasserballast entleert. Nur ganz wenig. Und nun hebt sich das weiße Schiff mit einer unsagbaren Ruhe und einer Majestät, die man nicht anders als kosmisch heißen kann.

Die auf dem Ponton stehenden Mannschaften donnern dem Schiff ein Hurra nach. Es kommt nicht nur aus ihren Kehlen, auch aus ihren Herzen. Es klingt gerade so begeistert, auch wenn Zeppelin ohne König fährt. Raum 20 Meter über dem See dreht das Schiff, sicher, ohne Zittern und ohne Auf; ruhig wie von einem souveränen Willen besetzt. Rasch fliegt es den silberglänzenden Wolken der Borsarberger Alpen zu. Wie rasch, das sieht man nur an dem schnellen Schwinden des herrlichen Wildes. Jetzt steht es nur noch wie ein silbernes Schild vor den leuchtenden Wolken. Aber es dreht, kommt im Bogen wieder zurück und fährt bald hinter den alten herrlichen Bäumen der Friedrichshafener Gärten hin, daß man meint, die Passagiere in den Gondeln könnten fast Blätter pflücken. Dann fliegt es in einer scharfen Kurve wieder über den See und sinkt langsam, wie ein ins Wasser einfallendes riesenhaftes Flugwild, auf die blaue Fläche nieder, nahe bei dem Flaggenschiff des Königs. Die Königin hatte nun offenbar auch Courage bekommen und läßt sich hinüber in die Aluminiumgondel rubern. Dann erhob sich das Luftschiff wieder, fuhr im großen Bogen hinauf gegen Lindau, kehrte wieder zurück und schoß dann haarscharf an den Turmspitzen der Schloßkirche vorbei. Jedem leisen Steuerdruck gehorcht der Riesenflieger. Als er wieder über dem See stand und die Gondeln mit ihren mattglänzenden Aluminiumböden kaum 30 Meter über mir und meinem kleinen Boot schwebten, da hab ich laut hinaufgegrüßt und den Hut geschwenkt vor dem General der Lüfte und seinem weißen Riesenaurier. Aus den Gondeln wurden die Grüsse erwidert. Das Wasser kam mir in die Augen. Die Sonne blendete auch so stark.

A. Hendrich.

Kleines feuilleton.

Physikalisches.

Der Radir der Temperatur. Der berühmte englische Physiker Sir James Dewar hat jetzt im Londoner königlichen Institut einen Vortrag unter dem Titel: „Der Radir der Temperatur und verwandte Probleme“ gehalten. Er ist schon deshalb von besonderem Interesse, weil dem Forscher eine der vollkommensten und größten Laboratoriumeinrichtungen zur Erzeugung niedriger Temperaturen zur Verfügung steht. „Radir der Temperatur“ nennt Dewar deren niederste praktisch erreichbare Grenze. Sie liegt bei dem heutigen Stande des Experiments noch einige Grade (etwa 8 Grad Celsius) über dem absoluten Nullpunkt (— 273 Grad Celsius). Was eine solche Temperatur, die mit Hilfe von verflüssigter Luft und verflüssigtem Wasserstoff erzielt wird, zu bedeuten hat, veranschaulichte Dewar durch einen Versuch. Dabei verhielt sich flüssige Luft beim Auftropfen auf eine Flüssigkeit von Zimmertemperatur ebenso wie ein Wassertropfen, der auf eine rotglühende Eisenplatte fällt. Bekanntlich tritt in solchem Falle nicht lediglich eine Verdunstung ein, sondern der Tropfen wird durch eine Dampfschicht von der heißen Oberfläche getrennt und rotiert als flüssige Kugel eine Weile, ehe er verschwindet: das sogenannte Leidenfrostische Phänomen. Es tritt auch auf, wenn man Tropfen von flüssigem Wasserstoff auf verflüssigte Luft austropfen läßt. Um noch niedrigere Temperaturen als bisher zu erzeugen, ist es vor allem von größter Wichtigkeit, die Isolierung gegen Wärmestrahlung aufs höchste zu steigern. Dewar selbst hat bei der nach ihm benannten Dewarischen Flasche, die zur Aufbewahrung von flüssiger Luft dient, die Isolierung in der Weise erzielt, daß er in einem doppelwandigen Gefäß zwischen der Doppelwandung vollkommene Luftleere herstellte und es im Innern mit einem Silber Spiegel überzog. Dewar erörterte auch die vielbesprochene Verflüssigung des Heliums, die bisher trotz eifrigster Bemühungen weder dem Holländer Onnes noch ihm gelungen ist. Nach der Cailletetischen Entspannungsmethode sind — abgesehen von einer großen Menge Helium — auch sehr bedeutende Mengen von flüssigem Wasserstoff erforderlich, wodurch die Versuche außerordentlich verteuert werden. Mit dem Quantum flüssigen Wasserstoffs, das ihm zu Gebote stand, gelang es Dewar, die als „Radir“ bezeichnete Grenze nach unten zu überschreiten. Die Vermutung von Prof. Olszewski in Krakau, daß das Helium vielleicht doch ein „permanentes“ unwandelbares Gas sein könne, scheint danach nicht wahrscheinlich. Es ist daher wohl möglich, daß neue Versuche zur Verdichtung des Heliums zum Ziel führen werden.